

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 47.

Düsseldorf, 18. November

1916.



U-Boot-Helden: Die Besatzung des U-Bootes 35; in der Mitte Kapitanleutnant Arnould de la Perlière.



Das Ehrengeschenk.

Von Max Preis.



Schluß. Der alte Lehrer klappte das Buch zu und stand auf. „Meine lieben Kinder,“ sagte er; und dann mußte er sich räuspern. Sophie List, die „Beste“, gab der Klasse einen Wink, und alle erhoben sich.

„Meine lieben Kinder,“ sagte der Herr Lehrer Hein nochmals, „hebt müssen wir also Abschied voneinander nehmen; dies war unsere letzte Stunde. Liebe Kinder, wenn ich auch viel getrummt und gezantelt habe, so war es immer gut gemeint. Wenn ich jetzt von euch gehe, möchte ich nur dieses sagen.“

Herr Lehrer Hein wollte hier eine Ermahnung zu Fleiß und Gehorsam einsprechen lassen; aber als er seinen Liebling, die kleine Friedl Bauer in der zweiten Bank, so tapfer lächeln sah, indes ihre großen Augen voll Tränen standen, schloß er ganz unvermittelt und mit unsicherer Stimme: „Ich hab' euch sehr lieb gehabt, und es fällt mir furchtbar schwer, von euch zu gehen. Also lebt wohl!“

In der zweiten Bank war ein Flüstern und Luscheln, und dann kam Friedl Bauer, geschoben von der kräftigen Hand der Altmann und von den Blicken der Klasse, langsam zum Katheder. Sie hielt den Kopf gesenkt und begann ganz leise:

„Herr Lehrer —“

„Mit schwerem Herzen —“ flüsterte die kleine Lewit in der ersten Reihe; sie hatte immer einen Sittenzweier wegen des vielen Einsagens.

„Mit — schwerem — Herzen —“ sagte Friedl Bauer nach; und dann lehnte sie sich plötzlich an die große Tafel und begann fassungslos zu schluchzen.

Einen Augenblick blieb es feierlich still in der Klasse; dann drängte alles zum Katheder, rief und schluchzte durcheinander, haschte nach der Hand des Lehrers und versperrte ihm den Ausgang.

Der Lehrer umfaßte mit einem langen Blick das Klassenzimmer, alle die liebgewordenen Kleinigkeiten, von der großen Tafel bis zu dem kleinen, überflüssigen Streusandfaß, und dann schlug er rasch die

Türe hinter sich zu und blieb einen Augenblick draußen im dämmerigen Schulgang stehen. Drinnen in der Klasse war es plötzlich ganz still. Die dicke Klompeg, der Sündenbock, stand mit trotzig vorgeschobener Unterlippe beim Fenster und kratzte mit ihrem Taschmesser daran herum, wie sie es während der ganzen Abschiedsszene getan hatte. Dann räusperte sich die List energisch und gab damit das Zeichen zur allmählichen Fassung. Nur die kleine Friedl Bauer war untröstlich; ein Rudel Mädchen stand um sie herum, strich ihr ungeachtet übers Haar, zupfte an ihrer Schürze und versuchte mit sanfter Gewalt ihren Kopf vom Tisch in die Höhe zu bringen. Sophie List stieg plötzlich auf die Bank, — noch niemand hatte Sophie List, die „Beste“, auf eine Bank steigen sehen — und rief:

„Aufgepaßt! Wir haben 42 Mark 70 Pfennig beisammen. Es muß noch heute etwas gekauft werden. Was sollen wir kaufen?“

„Ja! So viel?“

„Was?“ „Ein Schreibzeug!“ „Ein Rauchzeug!“ „Nein!“

„Einen Globus!“

Erregte Verhandlungen begannen. Mit den unmöglichsten Dingen glaubte die II A, daß sie dem Herrn Lehrer Hein eine große Freude machen würde.

Schließlich einigte man sich auf ein Rauchzeug.

„Es sollen drei gewählt werden, die es kaufen gehen,“ schlug die List vor; sie machte dabei schon ein bescheidenes Gesicht, um sich ein wenig dagegen zu sträuben, daß man gerade sie mit diesem ehrenvollen Auftrage auszeichnen werde. Aber niemand zeichnete sie aus.

„Die Bauer,“ riefen alle.

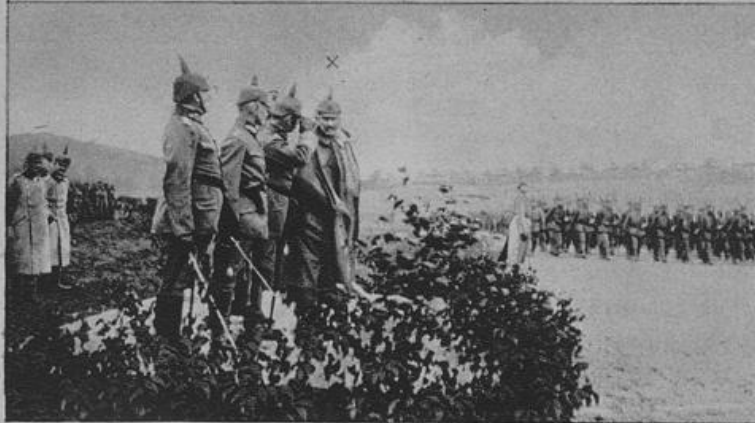
„Wer ist dagegen?“ fragte die List.

Niemand war dagegen.

„Wen als zweite?“

„Die Peters!“ verkündigte die kleine Lewit.

„Nein, nein.“



Der Kaiser (X) an der Westfront: Vorbeimarsch der Argonnenkämpfer vor dem Kaiser.

Phot. W. Girke.



Der Kronprinz (X) im Gespräch mit Verdunkämpfern.

Phot. W. Girke.

„Ja.“

„Warum?“

„Die Peters hat zwei Mark gegeben, und die andern haben höchstens eine Mark gegeben.“

Johanna Peters wurde als zweite gewählt und rückte damit plötzlich aus dem Dunkel, in dem eine stille Durchschnittschülerin ihr Dasein verbirgt, ins hellste Licht.

Als dritte Kandidatin tauchte Luise Wendel auf. Sie war strohblond und stohdumm und hatte zwei Fünfer. Ihre Wahl wurde von den „Schlechten“ mit der Begründung durchgesetzt, daß sie, die „Schlechten“, den Lehrer ebensogern gehabt hätten wie die „Guten“ — wobei die dicke Klompeg nachdrücklich mit dem Kopfe nickte — und daß es sich gehöre, daß auch sie bei dem wichtigen Einkauf vertreten seien, und überhaupt —

Beladen mit der Schokoladenschachtel, in der die 42 Mark und 70 Pfennig klapperten, und mit den Ratschlägen und Segenswünschen der ganzen Klasse zogen die drei aus.

Sie gingen stundenlang von einem Geschäft zum andern, gebeugt von der schweren Verantwortung ihrer Aufgabe. Sie entdeckten schließlich ein Rauchtischchen, dessen Schalen einerseits aus Kupfer waren und andererseits Seerosen vorstellten und so geschmackvolle Solidität mit sinniger Poesie verbanden. Für dieses nun entschied sich die Delegation und beschloß gleichzeitig, für die übrig gebliebenen zwölf Mark einen Fliederbaum zu kaufen.

Am nächsten Morgen zog eine seltsame Karawane in die Schule. Vorne ging die dicke Köchin von Peters und schleppte das Seerosen-rauchtischchen. Hinterher ächzte die lange Peters und die kleine Bauer in ungleichem Schritt und Tritt; in ihren Armen schwankte ein wundervoller Fliederbaum.

Erhißt trabte Luise Wendel den beiden nach, beladen mit dem Einkaufsorb der Köchin, den drei Schulpäden, und unter den

Arm geklemmt die Schokoladenschachtel mit den restlichen 70 Pfennig tragend. Die Klasse war mit den Einkäufen zufrieden, nur die List machte ein molantes Gesicht. Man beschloß, das Rauchzeug mit der Köchin in die Wohnung des Herrn Lehrer Hein zu schicken und den Fliederbaum beim Schuldiener zu deponieren und nach der Schule von einer Deputation in jene Schule tragen zu lassen, an der Herr Hein jetzt Lehrer war.

Einstweilen stand der Fliederstock am Katheder wie ein kleines, leuchtendes Stückchen Frühling, und die II. A drängte sich bewundernd herum.

Und plötzlich, ganz unvermutet schrillte die Glocke, und die „Neue“, die im Vorhinein verhaßte neue Lehrerin trat ein. Sie war noch ganz jung und blieb einen Augenblick verschüchtert bei der Tür stehen. Dann sah sie den Fliederbaum und lächelte verlegen. Ein ängstliches Flüstern machte sich in der Klasse breit.

Was tun?

Um Gottes willen?

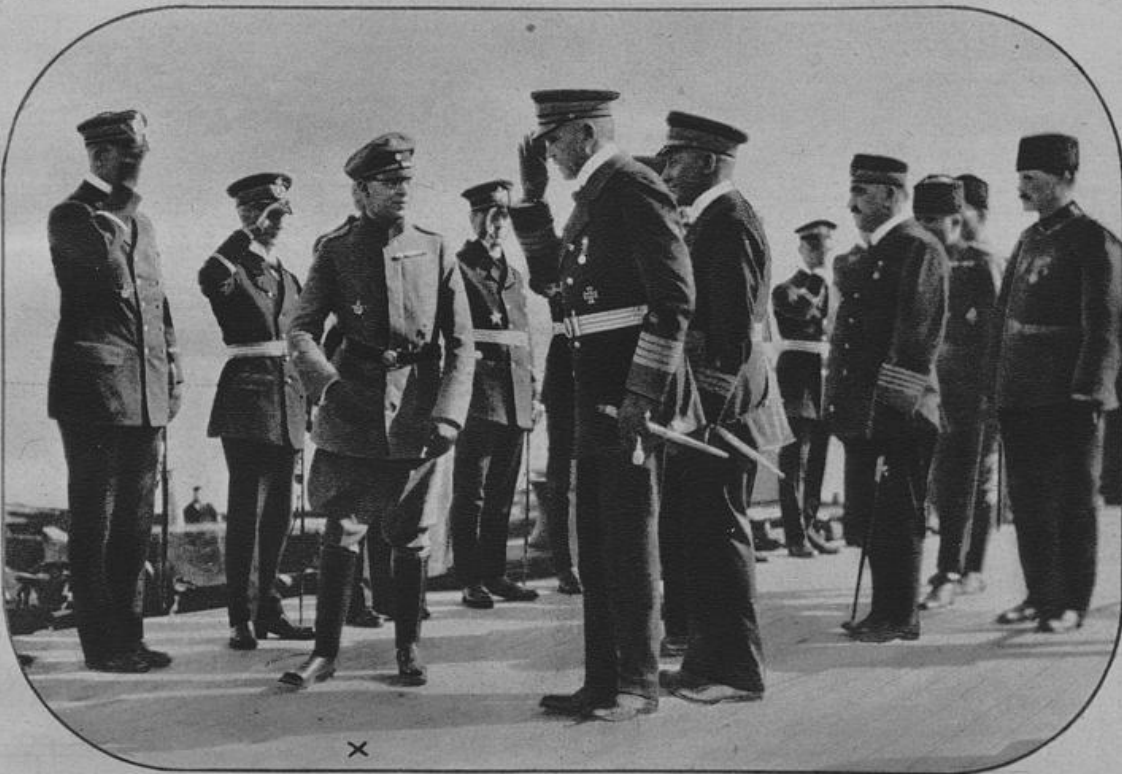
Die „Neue“ glaubte sicher, der Flieder sei zu ihrer Begrüßung hergerichtet. Plötzlich stürzte die dicke Klompeg vor, packte den Blumenstock und rannte damit hinaus. Ein ganz kleines, trauriges Lächeln lief über das Gesicht der jungen Lehrerin. Ihre Stimme zitterte ein wenig, wie sie jetzt sagte:

„Ihr müßt mir nur ein bißchen freundlich entgegenkommen, dann werden wir uns sicher gut vertragen.“

Und dann begann die Stunde.

In der Pause war nur eine Stimme: Die „Neue“ ist süß, entzückend; tausendmal lieber als der brummige alte Hein. Und die kleine Friedl Bauer, die gestern so geweint hatte, sagte nachdenklich zur dicken Klompeg:

„Eigentlich wär's besser gewesen, wir hätten der „Neuen“ den Flieder gelassen —“



Prinz Waldemar von Preußen (X) in Konstantinopel, wo er dem Sultan den Ehrenäbel des Deutschen Kaisers überreichte.
Der Prinz im Gespräch mit dem Kommandanten des „Sultan Jawus Selim“, früher S. M. S. „Goeben“.

Phot. Presse-Photo-Vertrieb.

Das unrühmliche Ende des Dichters Nasenmair.

Von L. vom Vogelsberg.

Das irdische Dasein des Herrn Telemach Nasenmair war im Grunde nichts weiter als ein einziger Widerspruch. Sein Vater war Schuster, und er hieß Telemach, er hatte rote Baden und war Diurnist, und er war nochmals Diurnist und dichtete. Er war also des höllischen Feuers schuldig.

Aberhaupt erschien Telemach Nasenmair für seinen Stand viel zu adrett. Das rührte aber nicht etwa von einer stark ausgeprägten Eitelkeit, sondern daher, weil sich Telemach in seinen Gedankengängen in der Zeit seines Großvaters und schließlich sogar in derjenigen seines Urgroßvaters bewegte. Diese Tätigkeit mußte schließlich auch in seiner

ihn zu verschleiern, zumal seine blühende Gesichtsfarbe zu augenscheinlich ein bisheriges Leben in Schlemmerei und Uppigkeit verriet.

In diesem neuen Amte zeigte sich Nasenmairs eigentlicher Dichterberuf. Hatte er bei dem Finanzminister die Beschaffung einer Klosettbürste zu beantragen, so wurde sozusagen eine „Ode an die Einsamkeit“ daraus. Wurde der seit vierzig Jahren übliche jährliche Gnadenereis von fünf Reichsmark für die verwitwete Bonifazia Sentkastl beantragt, so schilderte Nasenmair das Elend dieses Parasiten mit einer Glut, die den Jammer des Lissabonner Erdbebens als eine Posse erscheinen ließ. Erschien er aber zum Vortrag bei seinem Herrn Chef, so wurde



Wiederherstellung des Königreichs Polen: Nach der kaiserlichen Proklamation in Warschau vor dem alten Königschloß. Abzug der polnischen Körperschaften mit ihren Fahnen.

Phot. N. Sennedé.

äußern Erscheinung ihren besondern Ausdruck finden. Daher das adrette Aussehen, das preziose Wesen des Herrn Telemach Nasenmair.

Wer ihn alltäglich pünktlichst in seine Schreibstube wandeln sah, der mochte ihn anfänglich für ein Überbleibsel aus der tränenreichen Wertherzeit halten. Dem widersprach nun freilich wieder das sirenenhaft lebenswürdige Lächeln, das unvergänglich auf dem rosigen Apfels Gesicht Nasenmairs lag. Dazu liebte er freundige Farben für seine Gewandung, hellgelbe Beizekleider und stahlblauen Rock mit langen Schößen. Sein Hut trug eine ansehnliche Schnalle, da aber Jabots zuviel Aufsehen erregt hätten, begnügte er sich mit einer Weste mit sehr weitem Ausschnitt und ferner damit, daß er die Röllchen bis auf das vordere Daumenglied hängen ließ.

Trotzdem fiel Herr Nasenmair seinen Mitbürgern niemals auf. Aus dem einfachen Grund, weil Diurnisten niemals auffallen, höchstens dienstlich. Und im Dienst fiel Nasenmair eines Tages auf. Man wurde auf ihn aufmerksam und stellte ihn an ein etwas wichtigeres Pult, natürlich ohne die Mittel zu einer etwas üppigeren Lebensweise an

jener jedesmal zu einem Liebesgeständnis von fast ätherischer Zartheit. Bei den Seelen des Alltags, wie er seine Kollegen im stillen nannte, erregten diese Darbietungen Nasenmairs zunächst aufrichtige Heiterkeit. Zuletzt aber gewöhnte sich die herzlose Horde an diese Bekenntnisse einer schönen Seele und nannte ihn nur noch den verrückten Nasenmair. Daraufhin schränkte Telemach seine dichterischen Erzeugnisse in dienstlicher Beziehung etwas ein; er gab ihnen außerdem eine herbe Note und gedrängte Form, er sprach gewissermaßen in Symbolen. Die nächste Folge dieser Wandlung war eine tüchtige Nase aus dem Ministerium und die übernächste der Titel „Mair mit den zwei Nasen.“

War nun nach dieser Seite hin dem dichtenden Diurnisten ein geringer Erfolg beschieden, so suchte er gewissermaßen äußerlich dagegen zu protestieren. Seine Gewandung wurde noch wertherischer, seine Miene lächelnder, seine Bewegungen verbindlicher. Er wandelte einsame Wege und warf sich der Lyrik völlig in die Arme, deren Sprößlinge in seinem einsamen Kämmerlein unter Schmerzen das Licht der Welt erblickten und mit dünnem Tee getauft wurden. Telemach

Nasennair schien der Welt völlig verloren gehen zu wollen. Da trat die Liebe in sein mageres Dasein.

Nicht mit utplöthlicher Gewalt, sondern wie ein Dieb in der Nacht. Sie wog nahe an zweihundert Pfund, trug im Hause Filzschuhe, war über die Vierzig hinaus und hatte ein freundlich rundes, fattes Gesicht.

Diese ansprechende Verwandlung Kupidos hieß Amanda Huttschentreuter und war die Zimmerwirthin Nasennairs. Früher war sie Köchin gewesen und hatte in lulinarischer Beziehung so liebevoll für ihren alten Gebieter geforgt, daß dieser sie heiraten zu müssen glaubte. Als er aber seine Dummheit einjah, segnete er sofort das Zeitliche und

hinterließ der trauernden Witwe ein schönes, großes Haus und ein ansehnliches Vermögen. Durch diesen sozialen Schub war aber Frau Amanda utplöthlich in die Klasse der Gebildeten eingetrückt. Die nächste notwendige Folge war, daß sie ihre Bildung außer aus dem neunzigheftigen Roman „Die Blutzäsin“ auch aus der Dichtkunst zu schöpfen suchte, ein Umstand, der dem gerade auf der Wohnungssuche befindlichen Diurnisten sehr zu Hilfe kam. Frau Amanda ließ ihm — um doch auch etwas für die Poesie zu tun, wie sie süßlächelnd bemerkte — eine Mansarde ab und nahm nur die Hälfte des üblichen Preises mehr. Dafür sorgte sie aber auch, daß Telemachs Morgentassce nicht mit echtem Mokka verfälscht war. Der präzise Herr Nasennair ahnte lange nichts von den Fußangeln, die ihm da gelegt wurden.

Er dachte nicht daran, Frau Amanda auf ihre Qualitäten als Gattin zu prüfen, vielmehr hatte er sich vom Schicksal eine Prinzessin erbeten, goldhaarig, licht und mit etwas väterlichem Schas, damit er dem Diurnistenberuf entjagen könnte.

Er ahnte nichts von den Zeichen der Zeit, merkte nicht, daß sein Morgentassce jetzt wirklich nach Kaffee schmeckte, und daß ihn Frau Amanda schon mehrmals nachdrücklich darauf hingewiesen hatte, sie brauche nun — Gott sei Dank — nicht mehr auf Geld bei der Wahl eines Satten zu sehen; aber wenn sie wieder wähle, dann wolle sie einen gebildeten Mann, aber einen wirklich gebildeten, möglichst einen Dichter. Nasennair blieb harmlos. In seinen Oden an die Unbekannte legte er jetzt die von seiner Prinzessin zu erwartenden Charaktereigenschaften dar und leschte die Mitgift fest. Dabei wurde er immer zierlicher und schmiegsamer. Er hätte, wie er ging und stand, in die

Vergangenheit vor hundert Jahren zurückkehren können, ohne als Anachronismus hinausgewiesen zu werden. Denn er hatte sich auch ganz die Ausdrucksweise jener gefühllosen Zeit angewöhnt.

Es ist noch gar nicht lange her, da begegnete mir Herr Telemach Nasennair. Ich hätte ihn verleugnet, wenn nicht gewisse Züge für die Echtheit seiner Person gesprochen hätten. Seine Sprache zeigte noch Reste des Empire. Denn im übrigen war er sehr banal gelleidet, hatte einen Bauch, Hängebacken und schwimmende Auglein.

„Sie sind nicht mehr Diurnist, Herr Nasennair?“ fragte ich.

Er schüttelte trüb den Kopf. „Nein, ich bin verheiratet und heiße jetzt Huttschentreuter.“

„Wie?“

„Ach so, die Frau kriegt ja den Namen des Mannes! Wollen Sie ein Glas Bier mit mir trinken? Ich hab zwar kein Geld bei mir.“

Wie hatte er sich verändert! Der zierliche, lebenswürdige, präzise Herr Nasennair war ein ganz gewöhnlicher, trister Philister geworden.

„Telemach heiß‘ ich auch nicht mehr,“ grunzte er, während er auf meine Kosten eine Doppelportion Gefelchtes hinunterwürgte. „Jakob hat sie mich gekauft, das war solid.“

Ich machte eine tiefbekümmerte Miene. „Und Ihre Muse, Herr Nasennair?“

„Huttschentreuter! Nein, ja so — die Muse — ach, sie hat alles verbrannt. Munder, Flausen hat sie's geheißt. Dafür nudelt sie mich jetzt, stopft mich wie eine Gans. Sie sitzt auf dem Geldsack und gibt mir keinen Pfennig. Muß jeden Abend zu Hause sitzen und ihr „Die weiße Jungfrau“ oder „Die Liebe siegt“ vorlesen. Wenn ich eins von meinen Gedichten einschmuggeln will, dann muß ich ohne Essen ins Bett. Und das kann ich nicht mehr, sie hat mich zu sehr

daran gewöhnt.“ Er sah mich an, als erwarte er von mir das Heil.

„Hu, Herr Nasennair, ich begreife aber nicht, wie Sie da —“

Mit einer müden Bewegung winkte er ab. „Es ist zu spät. Mit den verfluchten Spägle hat sie mich getödet. Da hab ich mir den Magen überladen, und aus Dantbarkeit hat sie mich noch obendrein geheiratet. Und ich heiß‘ jetzt Huttschentreuter.“

Mit der Rechten wischte er sich die tiefenden Mundwinkel ab und wuß nach seinem Hut. Dann machte er eine schäbige Verbeugung und ging. „Es wird Essenszeit, und ich hab' Appetit,“ brummelte er vor sich hin. Dann war er verschwunden.



Nach der Verkündigung der Wiederherstellung des Königreichs Polen:
Deutsche Soldaten und Bewohner der Stadt auf dem Marktplatz in Lublin.

Phot. Vert. Illust. Ges.

Beisetzung Boelckes in Dessau.



Die Eltern und Geschwister Boelckes begeben sich in die Johanniskirche, um dort von der Leiche des Helden Abschied zu nehmen.

Zu einer imposanten Feier gestaltete sich die Beisetzung des Fliegerhelden Boelcke in seiner Vaterstadt Dessau. Die sterblichen Überreste wurden unter Glockenklang vor dem Altar der Johanniskirche aufgebahrt, zu Füßen der Kranz des Kaisers. Nach der kirchlichen Feier erfolgte die Überführung nach dem Johannisfriedhofe. Dem von einem schwarz-weiß-roten Bahrtuch umhüllten Sarge folgten die Angehörigen, als Vertreter des Kaisers Graf Schaafberg, viele hohe Offiziere und mehrere tausend Bürger. Der Beisetzung auf dem Ehrenfriedhof wohnte auch der Herzog von Anhalt bei, während gegen 20 Doppeldecker ihre Kreise in der Luft zogen, um ihrem toten, unbeflegten Kameraden und Führer die letzte Ehre zu erweisen.



Aufbahrung der Leiche Boelckes in der Johanniskirche.

Am Fußende, oberhalb des Ordensstiftens, der Kranz Seiner Majestät des Kaisers. Soldaten der Feldsieger-Abteilung halten die Ehrenwache.

Phot. H. Grof.

Die Glöcknersfrau.

Von Elisabeth Kuylenstierna-Wenster. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg.

Matts Stal war zur Zeit König Karls Soldat gewesen. Jung und verwegen, hatte er an dem Krieg gegen Rußland teilgenommen. Schwer verwundet war er zu seiner Frau und den alten Eltern auf die Insel zurückgekehrt. Als Vater Sven starb, wurde er an dessen Stelle Glöckner in einem Jahre, da dieses Amt eine gar anstrengende Tätigkeit bedeutete, denn König Karls Seele mußte zur Ruhe geläutet werden, und tagtäglich mußte Matts die große Glocke in Bewegung setzen droben in dem kleinen Turm, der von den schweren Rhythmen des Erzes erzitterte.

Und später wurde Matts wieder ein Kriegersmann. Er wäre vielleicht daheim geblieben auf Björnö, seiner und seiner Vordäter Insel seit undenklichen Zeiten. Doch seine beiden prächtigen jungen Söhne, die er dessen Stelle Schweden und dem König Gustav Adolf schenken wollte, kamen an einem stürmischen Frühlingstage auf hoher See draußen ums Leben. Das Boot und die Riege trieben an Land, die Knaben aber sah man niemals wieder.

Und bald darauf wurde die Hütte noch leerer. Karin sah nun allein darin. Sie hatte Matts' Glöckneramt übernommen, da die Männer auf der Insel zu anderen Arbeiten gebraucht wurden. Niemand außer Karin begriff, warum Matts willig den Waffentrock angezogen und begehrt hatte, mit nach Deutschland zu ziehen, als das Heer ausrückte, und niemand erhielt auch eine Erklärung hierfür. Karin und Matts waren keine schwahhaften Leute; aber miteinander plauderten sie still und vertraulich und erleichterten sich gern die vollen Herzen durch Offenheit und Ehrlichkeit.

Und Karin wußte wohl, daß es nichts Größeres gibt, als Gott, dem König und dem Vaterland zu dienen. Matts konnte eben nicht anders. Für die Glocken stand sie ein. Und andere Pflichten hatte sie ja leider nicht mehr. An sich selbst dachte sie keine Sekunde. Gewiß war Matts ihr das Allerteuerste, und viel Angst würde sie um ihn ausstehen müssen. Aber das Herz wäre ihr auch nicht leichter, wenn sie zu Hause bliebe und am Herdfeuer sähe — dann wäre ihr tapferer Matts ja innerlich gleichsam tot. Briefe würde sie natürlich nicht bekommen. Matts konnte ja nicht einmal seinen Namen kriegeln. Auch auf andere Weise würde sie wohl kaum Kunde empfangen. Aber sie wollte jeden Abend zu dem „Baum“ gehen und laut denken, beten, oder weinen, je nachdem ihr gerade zumute war.

Zu dem „Baum“ waren auch Matts und sie gegangen an dem letzten Abend, da er zu Hause gewesen war. Es war ein warmer, fruchtbringender Maiabend gewesen im Jahre des Heils 1630. Vor fünfundsiebzig Jahren hatten sie hier an diesem Baum einander die Treue geschworen und zwei goldene Ringe eingegraben, die einzige Kostbarkeit, die sie besaßen. Die Zeiten waren unsicher gewesen. Matts sollte hinaus in den Krieg. Sie glaubten ihren Schatz nicht besser schützen zu können, als dadurch, daß sie ihn in dem väterlichen Boden neben einer kleinen, zarten Birke vergruben. Als sie dann später, in ruhigeren Tagen, die Ringe wieder herausnehmen wollten, konnten sie sie nicht finden; aber die Birke wuchs von Jahr zu Jahr, und sie lernten den Baum lieben, als wäre er ein lebendes Wesen.

Als sie an jenem Maiabend an ihrer Birke standen, sangen die Vögel hoch oben in den spriehenden, glänzenden Zweigen.

„Nun, so lange dieser Baum hier steht, kannst du meiner sicher sein,“ sagte Matts, zur Zeit ein fünfundsiebzigjähriger, breitschultriger, kräftiger Mann. Seine Frau dagegen ging bereits gebückt, und ihr Haar leuchtete weiß unter der Frauenhaube. Sie war ein paar Jahre jünger als der Mann, aber ihre tiefen, dunkeln Augen deuteten darauf hin, daß ihre Seele glühte, und dann pflegt der Körper rasch zu verfallen rings um die Glut.

„Dieses Wortes werde ich gedenken,“ sagte sie, und die Tränen glitten sacht über ihre Wangen. „Ich werde sonst wohl keine Botschaft über dein Geschick bekommen. Die Birke wird mir von dir berichten.“

„Wenn Gott solche Wahrzeichen erlaubt, Karin,“ murmelte Matts

zögernd. „Du mußt dich namentlich an die Glocken halten. Die große Glocke wirst du wohl nicht brauchen — Gott bewahre unser ganzes gnädiges Königshaus vor Kummer und Tod! — Sie ist auch zu schwer. Aber wenn du die anderen schwingst, mußt du beten, Karin — beten! Zulezt für dich und für mich und zuerst für das Land. — Ein einziges Mal nur habe ich diese Reihenfolge vergessen, und da ging es mir schlecht.“ Und der redbliche Matts sentte die Stimme, er schämte sich seiner selbst. „Es war, als ich zur Abendmesse läutete, am Sonnabend, ehe die Jungen ertranken...“

Karin antwortete nicht. Es lohnte nicht, Matts zu widersprechen, wenn es dem jungen König galt. Er hatte den kleinen, damals fünfjährigen Herrn einst über einen reißenden Bach getragen, als König Karl den Prinzen mit nach Björnö gebracht hatte. Und von der Stunde an gab es für Matts nichts Königlicheres und Edleres als das Kind mit dem Goldhaar und den Sternenaugen. Nun war aus dem Bäckchen ein mächtiger Fürst geworden, geliebt von seinem ganzen Volk.

Langsam schlich die Zeit dahin für die Frauen Schwedens, während ihre Männer in Deutschland im Heeresdienst standen. Die Tage glichen Steinen, gegen die sich die müden Füße stütten, die Nächte waren voll unruhiger Sehnsucht. Und doch kam zuweilen die Freude hereinmarschiert auf hohen Reiterstiefeln; wurde eine Sturmhaube voll klingender Dulaten auf den Tisch geworfen, verkündete eine lärmende, starke Kriegertimme, die wie ein Holzfeuer aus Schweigen und Dunkelheit aufstammte, mit sprühenden, funkelnden Worten von Gustav Adolfs Siegen — nichts als Siegen.

Auch nach Björnö kamen ein paar Soldaten zurück, reich an Beute und Abenteuer. Ein Glanz umstrahlte das schwedische Heer wie der hellste Sommer Sonnenschein, berichteten sie, und nie hätten sie einen auf dem Schlachtfeld fallen sehen, ohne daß ein ruhiges Lächeln und ein Gebet ihn zum Himmel empor begleitete hätte.

Für drei Björnöer Bauern, die mutig in den Kampf hinausgezogen waren und nie mehr wiederkehrten, mußte Karin läuten. Welch ein merkwürdiges Gefühl sie hatte, als sie an dem Seil zog. Wehmüt und Freude, Angst und Dank waren darin gemischt, und sie blickte empor zu der großen Glocke, die stumm daneben hing. Ihre gewaltige Stimme hatte nichts zu verkünden, hatte keinen Kummer über das Land hinauszuläuten. Sie gedachte ihres Matts und verriechte gehorsam ihr Gebet für den Landesherrn, aber hinter dem Königsgebet lag demütig, wie auf den Knien, ihr Ruf zu Gott dem Herrn: „Schütze meinen Matts!“

Ihr Baum, die schlankte weiße Birke, hatte schon zweimal ihren Blätterschmuck verloren, seitdem Matts fortgezogen war. Nun stand er nackt und starr im Herbststurm, vom Regen gepeitscht.

Karin hatte auf dem großen Kalender des Pastors gesehen, daß dieses Jahr viele Wahrzeichen hatte, wie fallende Sterne, Sonnenfinsternis und dergleichen mehr, und sie suchte auf ihre Weise das Böse abzumenden, indem sie fleißig an dem Glodenseil zog und den spröden, müden Klang über Wasser und Wiesen erschallen ließ. Zuweilen kam damit auch Trost in ihr Gemüt, zuweilen aber war es ihr, als seufzte die Glocke tief und schwer auf ihrem gebundenen Flug.

Indes verging das Jahr bis zum November. Im Sommer hatte sie einen Stuß von Matts bekommen. Er wäre frisch und gesund und wünsche ihr dasselbe. Viel würden sie zu besprechen haben, wenn er wiederkehrte. Und er würde nicht mit ganz leeren Händen kommen. —

Es ist der 5. November 1632. Karin steht auf dem Abhang vor der Hütte. Noch nie hat sie das Meer so hoch gehen sehen. Es tocht und siedet in finsterner Wut, und nun jagt plötzlich ein Windstoß wie ein scheuendes Pferd an der Hütte vorbei, reißt Karin fast um und droht, sie in die Wogen hinabzustürzen. Sie muß in das Haus gehen und die Tür schließen, aber Ruhe findet sie auch drinnen nicht. Die Hände über der aufgeschlagenen Bibel gefaltet, sitzt sie am Tisch, starrt in die nächtliche Finsternis hinaus, und ihr ist, als nahe etwas Entsetzliche

heran. Ein Mächtiger reitet über das Meer, der Gewaltigste von allen, der Tod. Was will er? — Für wen bringt er eine Botschaft? Ihre klammen Hände erstarren auf den vergilbten Blättern des heiligen Buches, doch ihr Herz klopfte in heißer Angst, als wolle es selbst den Sturm übertönen. Kein Schlummer kommt in Karins Augen; sie schließt sie nicht einmal. Durch das rasende Unwetter erschauen sie blutige Bilder. — Sie ist einfältig und abergläubisch, die Glöcknersfrau, und sie glaubt an Ahnungen und Wahrzeichen.

Deshalb eilt sie früh am nächsten Morgen den Waldweg hinunter zum Birkenhain. Ein paar Nachbarn sind mit ihr. Man schart sich gern zusammen an diesem Tage, da das Grauen der Nacht noch wie ein Ubel im Blut kreist, denn einen so entsetzlichen Sturm hat seit Menschen-gedenken niemand erlebt. Die Dächer sind von den Häusern gerissen, und stehende Leitern umgefallen und zerbrochen wie Glas.

Mit bleichen Gesichtern folgen sie Karin; auch der Kaplan ist mit ihnen. Er will seine Herde versammeln, um Gottes Barmherzigkeit anzurufen. Durch den Birkenhain schlängelt sich der Weg zur Kirche. Der Priester pocht an die verschlossenen Hüttentüren. „Kommt mit!“ ruft er. „Wir haben sicher heute alle für etwas zu beten. Eine Nacht wie die letzte rüttelt das Gewissen auf.“

Mutter Karin eilt voran. Sie will hinauf in den Glodenturm und sie zusammenläuten, auf daß alle Inselbewohner den Ruf hören. Sie geht auf klappernden Holzschuhen. Als sie aber an die Birke kommt, bleibt sie stehen. Denn siehe, der Baum liegt da wie ein junger Riese, im Kampf gefallen, leuchtend weiß, als wäre er mit einer silbernen Rüstung gegürtet. Die frischen, starken Wurzeln strecken in trotziger Drohung ihre Zweige in die Luft. Karin wirft sich zu Boden und bricht in ein trodenes, tränenloses Weinen aus.

„Ach Herr Gott, Herr Gott, so ist es also aus mit Matts!“ Ihre Hände tasten an den Wurzeln entlang, als lieblose sie geliebte, leblose Glieder. Plötzlich zuckt sie zusammen. Ein Erdklumpen hat sich gelöst und — verstreut in ein Reich von starken Wurzelsafern findet sie die Ringe. Sie sind schwarz geworden in der Erde. Sie reibt und reibt daran, während ein heftiges Schluchzen ihren sehnigen, mageren Körper schüttelt. Alles andere hat sie vergessen über diese Entdeckung. Sie kann es nicht anders verstehen, als daß es ein Abschiedsgruß ist

von ihrem Matts. Was soll sie nun mit den goldenen Ringen? Und doch — sie küßt sie wieder und wieder, als die Erinnerungen wie ein leises, liches Flüstern an ihr vorüberziehen.

Aber nun legt der Priester seine dünne Hand auf ihre Schulter: „Ihr wolltet uns zusammenläuten, Mutter Karin,“ sagt er mild, „sofern Ihr die Kraft dazu habt.“ Sie erhebt sich. Noch nie hat Karin ihre Pflicht versäumt. Und heute — heute wird sie gewiß läuten.

Eine Weile später hat sie die dunkle, schwante Treppe zum Glodenturm erstiegen. Atemlos steht sie oben und kämpft mit einer dumpfen Verzweiflung, einer schwach noch flackernden Hoffnung. Sie ergreift das Seil mit zitternden und dennoch starken Händen. Nicht das gewohnte, abgenutzte Seil hat sie gefaßt. Es erscheint ihr zu spröde, zu dürftig. Mahnend wie des Lebens tiefster Ernst schallt der Glodenturm hinunter über die Insel. Es ist ein rausendes, brausendes Gebet. Es ist der schwerste Schlag eines Herzens, es ist eine Seele in Not — eine Seele in Glauben. Die große Glode ist es, die über Strand und Felder donnert. Die große Glode! Der Kaplan kommt heraus auf den Kirchplatz. Er nimmt den Hut ab und lauscht andächtig. Rings um ihn versammelt sich das Volk in stummer Frage.

Der Priester streicht sich das dünne Haar von der Stirn. Sein Blick ist tief von seltsamen Gedanken. Wie vermag sie, die schwache Frau, das schwere Erz in Schwung zu bringen? Mild blickt er mit seinem schönen, müden Lächeln auf die Schar ringsum.

„Ich weiß nicht mehr als Ihr. Aber ich vermute, daß Mutter Karins Furcht und Glaube der Botschaft der großen Glode bedurfte, um den Herrn zu erreichen.“ Die vielen Laufenden senken die Köpfe; halb nur verstehen sie die Worte des Priesters, doch sie werden mitgerissen von der feierlichen Stimmung, und sie vernehmen den dunkeln Fall des Klöpfels wie Schläge an die Himmelspforte.

Ob es Matts ist, der dort anpocht? Der alte brave Matts?

Monate später erst wußten die Björnöder, wer es war, der an jenem Tage, dem 6. November, über die Lebensgrenze geritten war. Ihr großer, herrlicher König war es gewesen. Matts dagegen lehrte wieder, ein armer Invalide, dessen größter Kummer es war, daß er nicht für die Seele des Königs läuten konnte, denn sein rechtes Arm und Fuß waren fort.



50 jähriges Garnison-Jubiläum der 39er in Düsseldorf.

Dem Niederrheinischen Füsilier-Regiment Nr. 39 wurde durch A. N. O. vom 11. Oktober 1866 die Stadt Düsseldorf als Friedensgarnison angewiesen, und vor 50 Jahren, am 8. November 1866, rückte das Regiment in die festlich gestimmte Stadt ein, nachdem es etwa zwei Monate als Besatzungstruppe in Frankfurt a. M. gelegen hatte. Frühere Garnisonorte des Regiments, das unterm 26. Januar 1818 gegründet wurde, waren Mainz und Koblenz. In vorstehendem Bilde sehen wir die alte Kaserne der 39er, die sich einst auf dem Exercierplatz an der Königsallee erhob, an der Stelle, wo heute der Stahlhof und andere Prachtbauten stehen.